

# Blitzbesuch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **88 (1979)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547959>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gen mit neuen Konzepten und Auffassungen weder Kraft, Musse noch Bereitschaft vorhanden ist. Dazu kommt, dass in der Praxis eine schöpferische Pause mit Überlegungen zur heutigen Pflege vielfach noch kaum Priorität erhält gegenüber dem Putzen eines Medikamentenkastens!

Grenzen bestehen auch dort, wo die Mehrzahl der *diplomierten Schwestern in ihrer Doppelfunktion* als Pflegende und als Ausbilder so gefordert sind, dass Neuerungen rundweg abgelehnt werden. Die *Schüler* hingegen bringen eine neuzeitliche Auffassung von Pflege auf die Spitalabteilungen und möchten ihre Theorien verwirklichen können. Wenn sie darin verstanden werden, ist alles gut. Wenn sie aber im Spitalalltag nicht den Widerhall ihrer schulischen Erfahrungen vorfinden, werden sie sich bald einmal an Routine und Tradition anpassen und oft resigniert oder mit minimaler Befriedigung ihre Arbeit verrichten.

Eine wichtige Rolle im ganzen spielen auch die *Ärzte*. Zu lange war ihr Studium

ausschliesslich auf naturwissenschaftlicher Basis aufgebaut, und über die menschlichen Belange wurde an den Fakultäten kaum etwas gelehrt. Im Spital stehen dann die *Ärzte* in ständigem Stress, so dass es oft an Zeit und Interesse mangelt, sich mit Problemen der Krankenpflege auseinanderzusetzen. Bisweilen genügt es ihnen auch, wenn ihre Verordnungen pünktlich und exakt ausgeführt sind und sich die Schwestern nicht mit dem Begriff einer eigenständigen Funktion der Krankenpflege befassen, weil ein solches Denken für den Arzt nur Unruhe bringt und Unbequemlichkeit bedeutet. Wenn dann solche Gedanken dennoch ihren Niederschlag in der Einführung von Neuerungen finden, aber von ärztlicher Seite torpediert oder belächelt werden, haben es die Schwestern schwer, ihrer Auffassung zum Durchbruch zu verhelfen, und es braucht viel Kraft, trotzdem für seine Überzeugung einzustehen.

Grenzen bestehen auch darin, dass ein *Pflegeteam nie konstant* bleiben kann, weil

die Gewährleistung eines 24-Stunden-Dienstes an 7 Tagen pro Woche unvermeidbare Rotation mit sich bringt. Dazu kommt die Wanderbewegung der diplomierten Schwestern sowie der Wechsel der Schülerinnen, deren Ausbildungsplan nicht in erster Linie die Bedürfnisse des Spitals abdecken kann.

Trotz all dieser Grenzen haben die Erfahrungen der letzten Jahre gezeigt, dass wir *unsere Bemühungen um eine ganzheitliche Pflege fortsetzen* müssen. Die heutige Gesellschaft verlangt unmissverständlich mehr Individualität in der Betreuung, damit auch im technischen Zeitalter die körperlichen, geistig-seelischen und sozialen Bedürfnisse des Patienten berücksichtigt werden können. ■

## Blitzbesuch

«Hallihallo!» rief sie am Nachmittag fröhlich von weitem.

«Ich kann dich nicht brauchen. Du kommst mir höchst ungelegen», rief ich sofort zurück.

«Ich bin angezeigt! Alle Zeitungen haben mein Kommen avisiert. Übrigens besuche ich dich jedes Jahr, solltest es endlich wissen.»

«Ich dachte – eh, hoffte – du bliebest einmal aus. Ein einziges Mal in vielen, vielen Jahren. Schliesslich habe ich Vitamin C geschluckt, jeden Tag Salat gegessen und morgens Honig mit Zitrone.»

«Aberaber, Abwehrmittel, wo wir uns doch so gut aneinander gewöhnt haben!»

«Ich habe mich nicht an dich gewöhnt», sagte ich.

«Aber du stehst nun einmal auf meiner Herbstliste.»

«Streiche mich! Ich erhebe Einspruch.»

«Einspruch abgewiesen.»

Man muss sie ignorieren, beschloss ich, schluckte zu meinem Vergnügen Chemie, sehr viel davon, legte mich zu Bett, drehte mich zur Wand, rollte mich ein und schloss die Augen, die Welt anknurrend: «Lass mich in Ruhe; ich bin ein Hund.»

Was tat sie (nicht die Welt, sondern die . . . eben sie)? Sie rauschte heran mit

Pauken und Trompeten, rüttelte am Bett, machte ein Hullygully daraus, blies sich auf und produzierte Stürme, kalten Mistral aus Frankreich, heissen Schirokko aus Italien, Eiswind vom Nordpol und Sandsturm aus der Sahara. Und rumorte mir scheusslich im Kopf herum.

Mit dem Rest eigenen Willens, der mir blieb, rieb ich mich mit «Wiewohl» ein, gurgelte und schluckte Tabletten.

Ja, lebte man noch in früheren Zeiten, hätte ich den Hausarzt zu einem Abendbesuch bitten können. Er wäre unverzüglich mit seiner grossen Tasche angerückt, der er den Fiebermesser entnommen, mir damit den Puls gefühlt und ihn mir in die Ohren gesteckt hätte. Sodann hätte er festgestellt, ich hätte die Grippe.

Das geht leider heute nicht mehr. Wo ist der gemütliche Herr Doktor, der zu dir nach Hause kommt, etwas feststellt, sich die Hände im geblumten Steingutbecken wäscht und ein Rezept verschreibt? Man solle die Grippe nur machen lassen, bis sie von selber gehe, steht in den Bulletins, und kein Arzt kommt. Aus diesem Grund verschwinden – seht nur nach auf dem Häfelimärt! – allmählich die schön verzierten Schüsseln zum Händewaschen.

Aber ich war nicht in der Lage, abzuwarten, bis Madame Grippe von selber ging. Obwohl die Hitzestürme mit Macht wehten, setzte ich mich durch – es lebe die Chemie! – und Schweiss brach nach höllischen Stunden aus.

Aber noch immer war sie zugegen.

«Blase mir!», sagte ich und begab mich wankend ins Badezimmer, wo ich das heisseste Bad meines Lebens nahm, mich kalt abspritzte und in ein frisches Hemd schlüpfte. Im Bett lag ich da wie ein Lappen, und das stellte sie auch feixend fest.

«Du mit deiner Zitrone und deinem Salat!», höhnte sie. «Was bist du schon, oh Mensch? Ich brauche nur einen Virus abzuschliessen, und schon bist du ein kläglicher alter Lumpen.»

Am Morgen verzog sie sich mit beleidigter Miene. «Wenn du mich halt nicht haben willst, gehe ich. Grüsse an den Honig und die Zitrone und an die Basler und Berner Chemie. Adiö.»

Da stehe ich nun auf meinen Beinen, und sollten Sie mich nach meinem Befinden fragen – «Es geht, es geht! Etwas grippig.» «Fieber?» «Nur Temperatur.»

Und aus dem reinen Äther tönt leise: «Ich bleib' dir nah . . .» ■